

Gesa Lindemann

# Weltzugänge

## Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2014

ISBN 978-3-942393-76-8

### Einleitung

Wenn man die sozialtheoretischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte Revue passieren lässt, lassen sich mehrere zum Teil nebeneinander herlaufende Diskussionsstränge identifizieren. Zum einen das Konglomerat an Debatten um die Notwendigkeit theoretischer Neuorientierungen (»turns« oder »Wenden«), zum anderen die Problematisierung der Grenzen der Sozialwelt bzw. des Akteursstatus nichtmenschlicher Entitäten und schließlich die immer wieder aufflackern den Auseinandersetzungen um die Bedeutung von Gewalt für die Gestaltung sozialer Prozesse. Vor dem Hintergrund dieser Debatten ergeben sich neuartige Anforderungen an eine allgemeine Sozialtheorie. Ich formuliere sie in Frageform. Wie muss eine allgemeine Theorie des Sozialen aussehen,

- die den Kreis legitimer Akteure als historisch variabel, d.h. als kontingent, begreift, statt ihn – als verstände sich das von selbst – auf den Kreis lebendiger Menschen zu beschränken?
- die die Natur-Kultur-Unterscheidung nicht als gegeben voraussetzt, sondern als eine mögliche Ordnung des Zugangs zur Welt versteht?
- die Ordnung nicht nur als eine Ordnung des Sozialen analysiert, sondern auch Materialität und die Dimensionen von Raum und Zeit einbezieht?
- die Gewalt als ordnungsbildende Kraft begreifen kann?
- die eine Perspektive für die Formulierung einer Gesellschaftstheorie erschließt?

Die Theorie der Weltzugänge ist der Versuch, sich diesen Anforderungen zu stellen und die verschiedenen Aspekte in einer Sozialtheorie so zusammenzuführen, dass sich daraus auch eine Perspektive für die Ausarbeitung einer Gesellschaftstheorie ergibt. Dieser Schritt ist theoriearchitektonisch notwendig, denn dadurch lassen sich die Sozialtheorie und damit auch die durch sie angeleiteten Forschungen reflexiv historisch situieren. Dies ist die Voraussetzung für eine rationale Theoriekonstruktion.

## Die Diskussionslage

Was den ersten Diskussionsstrang betrifft, waren die letzten Jahrzehnte durch eine immer dichtere Folge von »turns« bzw. Wenden gekennzeichnet. Dazu gehört die schon klassische linguistische Wende (»linguistic turn«), auf die die Praxiswende (»practice turn«), die materielle Wende (»material turn«), die Wende zum Raum (»spatial turn«), die Körperwende (»body turn«) und die Wende zum Visuellen (»pictorial turn«) folgten.<sup>1</sup> Der zweite Diskussionsstrang entwickelte sich parallel zu den Wende-Diskussionen. Dabei geht es um die Frage des Akteursstatus nichtmenschlicher Entitäten. Können soziale Phänomene als ausschließlich aus Handlungen, Interaktionen oder Kommunikationen von Menschen bestehend begriffen werden oder müssen nicht auch andere Entitäten als soziale Akteure berücksichtigt werden, wie z.B. technische Artefakte, Tiere, Geister, Götter, Pflanzen oder verstorbene Ahnen. Ganz unabhängig davon hat sich die Diskussion um die Bedeutung von Gewalt für die Gestaltung sozialer Prozesse in den letzten Jahren belebt. Hier wird der exklusive Personenstatus menschlicher Akteure als selbstverständlich vorausgesetzt. Es geht um die Gewalt in zwischenmenschlichen Beziehungen und dabei vor allem darum, dass Gewalt soziale Beziehungen zerstören kann.

Die beiden ersten Diskussionsstränge weisen eine grundlegende Gemeinsamkeit auf – nämlich die Unzufriedenheit damit, Ordnungsbildung auf die Bildung sozialer Ordnung zu reduzieren. Letztere wird als die Ordnung zwischenmenschlicher Beziehungen begriffen, die z.B. durch Kooperation, Arbeitsteilung, Konflikt, Macht und/oder Herrschaft sowie deren jeweilige Legitimationen charakterisiert sind. Die Wende-Diskussionen verarbeiten die Unzufriedenheit damit, Ordnungsbildung auf die Sozialdimension zu reduzieren, indem letztere um einen je spezifischen Aspekt angereichert wird: Ordnung = Ordnung in der Sozialdimension – in besonderer Weise bestimmt durch X. Das jeweilige X akzentuiert den je spezifischen Charakter der aktuellen Wende. Die linguistische Wende fordert entsprechend, nicht nur soziale bzw. gesellschaftliche Strukturen, sondern auch die sprachlich-symbolischen Strukturen maßgeblich in die Analyse sozialer Vorgänge einzubeziehen, denn durch jene Strukturen würden die Bezüge zur Welt und vor allem soziale Beziehungen wesentlich bestimmt. Während die linguistische Wende<sup>2</sup> die Soziologie ungefähr seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begleitet hat, folgen die weiteren Wenden seit den 1980er bzw. 1990er Jahren dicht aufeinander. Die Praxiswende (Schatzki, Knorr Cetina 2000, Reckwitz 2003) stellt die Relevanz beobachtbarer sozialer Praktiken in den Mittelpunkt<sup>3</sup>,

---

<sup>1</sup> Vgl. als Überblick Bachmann-Medick (2006).

<sup>2</sup> Für einen Überblick vgl. Habermas (1999). Die Spielarten dessen, was im weiteren Sinn der linguistischen Wende zuzurechnen ist, sind sehr vielfältig. Sie reichen von der Sprachtheorie Johann Gottlieb Herders (1772/2012), Wilhelm von Humboldts (1836/1985) Analysen zur inneren Sprachform sowie deren Rezeption und Weiterentwicklung etwa bei Plessner (1923/1981: 163ff.) über Ernst Cassirers (1923-29/1994) »Philosophie der symbolischen Formen« und die Hermeneutik Gadamers (1960/1986) sowie die Beiträge von Wittgenstein (1977) und deren Rezeption in den Sozialwissenschaften bis hin zur Diskursanalyse Foucaults (1966/1971, 1972/1993).

<sup>3</sup> Auch in diesem Fall werden eine Reihe teilweise sehr heterogener sozialtheoretischer Konzepte unter einer Überschrift zusammengefasst. Dazu gehören etwa die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), Bourdieus Habitus-Analysen (Bourdieu 1972/1979) oder die Strukturierungstheorie von Giddens (1984).

während die Körperwende (Gugutzer 2006, Jäger 2004, Shilling 1993) darauf abhebt, dass Praktiken von menschlichen Körpern ausgeführt werden, und darauf, dass der Körper bzw. die Erfahrung des Körpers sozial bzw. diskursiv bestimmt ist. Annähernd parallel werden die Wenden zum Raum (Döring, Thielmann 2008) und zur Bedeutung des Bildhaft-Visuellen (Mitchell 1994) proklamiert. Die Wende zum Materiellen wurde in der Soziologie nicht zuletzt von den Autorinnen der Wissenschafts- und Technikforschung vorbereitet, denen zufolge der wissenschaftliche Forschungsprozess nicht begriffen werden könne, ohne die Bedeutung von Artefakten für die Konstruktion wissenschaftlicher Experimente zu berücksichtigen (Woolgar, Latour 1979).

In den neueren Wende-Diskussionen wird die Einsicht zum Ausdruck gebracht, dass soziale Vorgänge sich nicht angemessen begreifen lassen, wenn man sie ausschließlich als unkörperlich sinnhaft begreift, wie es etwa im Handlungsbegriff Max Webers angelegt ist und in Niklas Luhmanns Konzeption des Sozialen als aus sinnhaften Kommunikationen bestehend explizit formuliert wird. Wenn Menschen als verkörperte Akteure verstanden werden und materielle Artefakte bzw. nichtmenschliche Wesen in gleicher Weise an der Bildung von Ordnung beteiligt sind, wird akzentuiert, dass Ordnungsbildung nicht nur als ein rein sinnhafter, sondern auch als ein leiblicher bzw. als ein materieller und sinnlich-wahrnehmbarer Vorgang zu begreifen ist. Ordnungsbildung wird damit zugleich auch als räumlich-zeitlich gebunden verstanden (Bourdieu 1972/1979, Giddens 1984). An den Einsichten der neueren Wende-Diskussionen gilt es festzuhalten, ohne dabei zu vergessen, was zuvor bereits die linguistische Wende beigesteuert hatte, nämlich die Einsicht in die Bedeutung sprachlich-symbolischer Strukturen für die Gestaltung von Ordnungen. Wenn man diese Debatten insgesamt betrachtet, verweisen sie darauf, dass Ordnungsbildung als ein mehrdimensionaler Vorgang zu begreifen ist. Es fehlt bislang allerdings eine Sozialtheorie, die die verschiedenen Aspekte der Wende-Debatten systematisch zusammenführt.

Die materielle Wende in der Wissenschafts- und Technikforschung bildet den Schnittpunkt zum zweiten Diskussionsstrang. Hier wird die Frage aufgeworfen, ob nur menschliche Akteure an der Bildung von Ordnung beteiligt sind bzw. welche Bedeutung den nichtmenschlichen Akteuren zukommt. Der zentrale Schachzug innerhalb dieser Debatte besteht darin, die Grenzen der Sozialwelt als historisch variabel, d.h. als kontingent, zu betrachten. Der Status eines sozialen Akteurs<sup>4</sup> wird nicht auf lebende Menschen begrenzt, vielmehr können grundsätzlich auch nichtmenschliche Wesen als soziale Akteure gelten. In der Wissenschafts- und Technikforschung steht dabei die mögliche Inklusion technischer Artefakte im Vordergrund (Latour 2005). In anderen Zusammenhängen bilden ethnologische Forschungen den Bezugspunkt; hier geht es darum, dass die Grenzen der Sozialwelt je nach Gesellschaftstypus unterschiedlich gezogen werden. Während in der Moderne nur lebende Menschen in allgemein anerkannter Weise soziale Personen sein können, würden andere Gesellschaften die Grenzen des Sozialen anders ziehen, es würden auch Geister, Ahnen, Pflanzen und Tiere gleichwertig als soziale Personen anerkannt. Thomas Luckmann (1970/1980) und

---

<sup>4</sup> Ich verwende die Worte sozialer Akteur und soziale Person synonym.

Philippe Descola (2005/2011) fordern daher eine Sozialtheorie, die diese Variabilität erfassen kann. Eine solche Sozialtheorie müsse die moderne Natur-Kultur-Unterscheidung unterlaufen, wonach es eine einheitlichen Gesetzmäßigkeiten folgende Natur gibt und eine Vielzahl von einander als gleichwertig gegenüberstehenden Kulturen. Die Differenz zwischen »Mononaturalität« und »Multikulturalität« (Viveiros de Castro 1998) bilde die Matrix der Moderne, in der dem Menschen eine Scharnierposition zukäme. Helmuth Plessner (1931/1981) resümiert diese Position so: »Mensch« sei als Kollektivsingular zu verstehen, d.h., es gebe eine Menschheit, die in eine Vielzahl von Einzelindividuen zerfalle, die einander als Menschen aber gleich bzw. gleichwertig seien. Auch die von Menschen geschaffenen unterschiedlichen Kulturen seien als einander prinzipiell gleichwertig zu betrachten.<sup>5</sup>

Luckmann und Plessner arbeiten die normative Brisanz der Infragestellung der Natur-Kultur-Unterscheidung heraus. Luckmann formuliert explizit, dass die Begrenzung des Kreises sozialer Personen zugleich die Grenzen des Moralischen festlegt (Luckmann 1970/1980: 56). Wer eine soziale Person ist, hat einen anderen moralischen Status als diejenigen Wesen, die aus diesem Kreis herausfallen. Wenn der Kreis der Wesen mit einem eigenständigen moralischen Status nicht auf Menschen beschränkt ist, werden auch die Beziehungen zu solchen Wesen als moralisch relevant erlebt, die in der Moderne als der Natur zugehörig oder vielleicht sogar als inexistent gelten. In einem solchen Rahmen ist es z.B. von erheblicher Bedeutung, den Gestirnen höflich zu begegnen und etwa die Sonne morgens zu begrüßen, sonst könnte sie verärgert sein und nicht mehr erscheinen. In ähnlicher Weise kann es überlebenswichtig sein zu wissen, was die Ahnengeister fordern und wie diesen Forderungen zu entsprechen ist, da diese sonst die Lebenden heimsuchen. Solche moralisch strukturierten Beziehungen zu Gestirnen oder Ahnengeistern erscheinen im Rahmen der modernen Ordnung als fälschlicherweise moralisierte Beziehungen zu natürlichen Phänomenen oder als vergegenständlichte innerpsychische Prozesse. Das heißt, solche Beziehungen lassen sich nur um den Preis einer ihren Sinn zerstörenden Umdeutung in einer Ordnung unterbringen, die durch die Natur-Kultur-Unterscheidung gekennzeichnet ist. Um Ordnungen analysieren zu können, in denen solche Beziehungen vorkommen, müssen neuartige Analysekatoren entwickelt werden. Erst dadurch wird eine vergleichende Perspektive erschlossen, die unterschiedliche Ordnungen als in gleicher Weise möglich begreifen kann.

Es ist bemerkenswert, dass die Debatte um die Bedeutung von Gewalt für die Gestaltung sozialer Prozesse in der Soziologie weitgehend überschneidungsfrei mit den beiden vorgenannten Diskurszusammenhängen abläuft. Denn es ist offensichtlich, dass Gewalt in einem immanenten Zusammenhang mit der Begrenzung des Kreises sozialer Personen steht. Um dies zu begreifen, ist es erforderlich, sich den Zusammenhang von Gewalt und Moralität zu vergegenwärtigen. Gewalt wird von Entitäten ausgeübt, die einen moralischen Status haben, also von legitimen sozialen Akteuren. Und: Gewalt wird gegen solche Entitäten angewendet, die einen moralischen Status haben, die also ebenfalls als legitime, als allgemein anerkannte soziale Akteure gelten. Wenn man eine Sozialtheorie so

---

<sup>5</sup> Diese von Plessner 1931 formulierte Position nimmt die postkoloniale Kritik an westlichen Denkfiguren in bemerkenswerter Weise vorweg.

anlegt, dass die Dimension des Normativen, der Moralität, nicht erfasst wird, gerät auch das Phänomen der Gewalt aus dem Blick. Dies trifft etwa auf Latour zu, der soziale Zusammenhänge von einem flachen Handlungsbegriff her begreift, der auf Wirkungen abstellt. Der Zusammenhang zwischen einem Gewehr, einem Schützen und einem getöteten menschlichen Körper, erscheint in dieser Perspektive als eine Abfolge von Wirkungen (vgl. Latour 1994). Der Schütze drückt ab, dies löst die mechanische Kraftaufwendung gegen die zuvor inaktive Kugel aus, die aus dem Lauf herausgeschleudert wird. Wenn der Schuss trifft, durchdringt die Kugel Haut und Schädelknochen und bleibt im Hirn stecken. Dies löst wiederum Wirkungen im Steuerungsmechanismus des getroffenen lebendigen Körpers aus, die zu einem Erlöschen seiner Steuerungs- und Integrationsfähigkeiten führen, weshalb ein herbeigerufener Arzt nur noch den Tod feststellen kann. In einer solchen Beschreibung gibt es entweder keinen Platz für Gewalt, denn es gibt nur Wirkungen von Aktanten aufeinander, oder sehr vieles könnte als Gewalt gelten. Ist es nicht Gewalt gegen die Kugel, wenn sie durch den engen Lauf herausgeschleudert wird? Ist es Gewalt, wenn die Kugel den Schädelknochen durchdringt? Um einen Kraftaufwand gegen einen Aktanten im Netzwerk handelt es sich in beiden Fällen. Da die Akteur-Netzwerk-Theorie nicht zwischen kraftaufwendenden Aktanten und deren Wirkungen auf der einen und moralisch relevanten Akteuren auf der anderen Seite unterscheidet, kann sie das Spezifische des Phänomens Gewalt nicht mehr erfassen und damit auch die Bedeutung von Gewalt für die Begrenzung des Kreises sozialer Personen nicht mehr sehen.

Dass es einen Zusammenhang zwischen dem Phänomen Gewalt und der Begrenzung des Kreises sozialer Personen gibt, wird aber auch in der Gewaltdiskussion als Problem ignoriert, denn hier werden die Grenzen des Sozialen als selbstverständlich vorausgesetzt. Gewaltanwendung in sozialen Beziehungen wird als Gewalt in zwischenmenschlichen Beziehungen verstanden (Endreß/Rampp 2013, Neckel/Schwab-Trapp 1999) und als ein zu bearbeitendes bzw. zu lösendes Problem begriffen (Heitmeyer/Soeffner 2004). Aus diesem Grund ist Gewaltforschung zu einem großen Teil Gewaltursachenforschung oder eine Kritik der Legitimation von Gewalt (Butler 2004/2006, 2007, Habermas 2009). Damit wird Gewalt auf soziale Faktoren zurückgeführt oder ihre Legitimation wird in Frage gestellt, aber Gewalt wird nicht selbst als ordnungsbildend begriffen. Trutz von Trotha hatte gefordert, die Ursachenforschung durch eine »Soziologie der Gewalt« (Trotha 1997b) zu ersetzen, die Gewalt als soziales Handeln begreift und mikrosoziologisch untersucht. Eine Forderung die mittlerweile als vielfach eingelöst gelten kann (Collins 2008, Cooney 1998). Jan Philip Reemtsma (2008) hat von der Problematisierung der Gewalt ausgehend kritische Anfragen an die allgemeine Sozialtheorie formuliert. Er wirft die Frage auf, warum allgemeine Sozialtheorien, also etwa »Soziale Systeme« (Luhmann 1984) oder die »Theorie des kommunikativen Handelns« (Habermas 1981/1985) physische Gewalt nicht thematisieren bzw. nicht thematisieren können. Sein Fazit lautet: Die Soziologie schweigt zur Gewalt (Reemtsma 2008: 458). Die etablierten Sozialtheorien erscheinen als Schönwettertheorien, die nicht dazu taugen, die durch Gewaltexzesse gekennzeichnete soziale Realität des 20. und 21. Jahrhunderts zu erfassen.<sup>6</sup> Damit fordert Reemts-

---

<sup>6</sup> Dieser Vorwurf trifft in gleicher Weise auch neuere Richtungen wie etwa die Netzwerkanalyse (White 2008), oder den sogenannten französischen Pragmatismus (Boltanski/Thevenot 1991/2007).

ma zumindest implizit dazu auf, über eine Soziologie der Gewalt hinauszugehen und Gewalt allgemein in ihrer ordnungsbildenden Funktion zu begreifen.

Wenn man Gewalt auf der Ebene einer allgemeinen Theorie des Sozialen in den Blick nimmt, stellt sich das Problem der Gewaltvergessenheit der soziologischen Theorie in verschärfter Form, denn der Fokus wird nun darauf gerichtet, wie Gewalt dazu beiträgt, die Grenzen des Sozialen zu ziehen. Von Gewalt kann sozialtheoretisch nur dann die Rede sein, wenn diejenigen, die Gewalt anwenden und diejenigen, gegen die Gewalt angewendet wird, in den Kreis sozialer Personen gehören.<sup>7</sup> Nur unter dieser Voraussetzung kann man den genuin ordnungsbildenden Charakter von Gewalt und den Zusammenhang von Gewalt, Recht, Macht und Herrschaft in den Blick nehmen.

## Eine erweiterte Sozialtheorie

Vor dem Hintergrund dieser Diskussionslage stellt sich die Frage nach einer neuen Sozialtheorie. Diese sollte erstens die Mehrdimensionalität der Ordnungsbildung berücksichtigen; zweitens sollte sie das Problem der Kontingenz der Grenzen des Sozialen einbeziehen; drittens sollte sie Gewalt, d.h. tätliche Angriffe, Totschlag, Krieg und Folter sowie die subtilen Formen der Gewalt in ihrer Bedeutung für die Bildung von Ordnung begreifbar machen; schließlich sollte die Sozialtheorie viertens eine Perspektive für die Formulierung einer gesellschaftstheoretischen Perspektive eröffnen.

Als Ausgangspunkt wähle ich – an die Positionalitätstheorie von Plessner (1928/1975) anschließend – die exzentrisch-mitweltlich verfasste Leib-Umwelt-Beziehung. Diese bietet gegenüber traditionell phänomenologisch orientierten Versionen der Leib-Umwelt-Beziehung zwei wichtige Vorteile, auch gegenüber der in der internationalen Diskussion weitaus bekannteren Phänomenologie Edmund Husserls (1913/1976, 1936/1967) und den Phänomenologien von Maurice Merleau-Ponty (1945/1966) und Jean Paul Sartre (1943/1993).

1. Plessner formuliert nicht nur eine Theorie, sondern macht zudem das Verfahren der Konstruktion der Theorie transparent. Dadurch wird es möglich, rational zu rekonstruieren, wie empirische Phänomene auf die Theorie zu beziehen sind und wie empirische Phänomene die Theorie irritieren können. Eine derartige methodische Kontrolle findet man so weder bei Husserl<sup>8</sup> noch bei Merleau-Ponty oder Sartre.
2. Merleau-Ponty und Sartre folgen der phänomenologischen Tradition Husserls darin, dass sie vom Leib des handelnden und wahrnehmenden Subjekts ausgehen, auf welches die Analyse im Sinn einer subjektiven

---

<sup>7</sup> Für die Ordnung der Moderne, die den Kreis sozialer Personen auf lebende Menschen beschränkt, gilt dabei, dass es auch Gewalt gegen Sachen und Tiere geben kann. Dies setzt aber voraus, dass Sachen in einem besonderen Bezug zu Menschen stehen und dass Tiere bestimmte Merkmale mit Menschen teilen, etwa Schmerzempfindlichkeit. Die Details der Ordnung der Gewalt in der Moderne lassen sich nur im Rahmen einer Gesellschaftstheorie die Moderne klären.

<sup>8</sup> Für eine methodische Kritik an Husserl vgl. Plessner (1938/1985).

Selbstreflexion bezogen ist.<sup>9</sup> Wenn das leibliche Subjekt derart zum Ausgangspunkt der Analyse gemacht wird, wird der Leib zu einer allgemeinen und damit transhistorischen Bedingung von Erfahrung, in welche erst in einem zweiten Schritt auch soziale Bezüge und eine historische Formung eingetragen werden können.

Von diesen in der Phänomenologie vorherrschenden Auffassungen unterscheidet sich die Leibkonzeption Plessners durch zwei Momente. Erstens wird der Leib nicht im Sinne einer subjektiven Reflexion von Erfahrung thematisiert. Es geht nicht um den Leib des Ich, welches diesen erlebt, sondern darum, den Sachverhalt, dass es ein Ich gibt, welches seinen Leib erlebt, von außen als einen gegebenen Sachverhalt zu deuten. Zweitens wird die Struktur der leiblichen Erfahrung im Rahmen der Theorie der exzentrischen Positionalität von der Mitwelt, d.h. von der Beziehung zu anderen her, begriffen. Damit wird für die Analyse von Erfahrung nicht der Leib, sondern der durch die Mitwelt vermittelte Leib zum Ausgangspunkt gemacht. Plessner macht die Bezogenheit der Leiber aufeinander und nicht den individuellen Leib und seine Umweltbeziehung zum Ausgangspunkt der Analyse.

Innerhalb derjenigen Ansätze, die die Leib-Umwelt-Beziehung zentral stellen, nimmt Plessner eine besondere Stellung ein, weil seine Theorie der mitweltlich verfassten exzentrischen Positionalität die Geschichtlichkeit und damit die Kontingenz und Variabilität der Leib-Umwelt-Beziehung in den Mittelpunkt rückt.<sup>10</sup>

Wenn man sozialtheoretisch von der Leib-Umwelt-Beziehung ausgeht, scheint die Theorie exzentrischer Positionalität eine gute Wahl zu sein, aber warum sollte man überhaupt von der Leib-Umwelt-Beziehung ausgehen? Diese Setzung kann als solche nicht in einem strengen Sinn begründet werden, denn es gibt kein allgemein anerkanntes Prinzip, aus dem rational deduziert werden könnte, dass bei der Formulierung einer Sozialtheorie mit der Leib-Umwelt-Beziehung zu beginnen ist. Es ist lediglich möglich, die Setzung mit Bezug auf die aktuellen Diskussionskontexte zu plausibilisieren.

Es sprechen fünf Argumente dafür, eine systematische Sozialtheorie von der mitweltlich verfassten Leib-Umwelt-Beziehung her auszuarbeiten.

1. Die Theorie der Mitwelt expliziert die soziale Dimension der Ordnungsbildung, enthält aber keine Vorgabe darüber, welche Wesen als Glieder der personalen Mitwelt anzuerkennen sind. Die Grenzen einer historisch bestimmten personalen Mitwelt müssen historisch immer wieder neu gezogen werden. Ich bezeichne dies als das Problem der Kontingenz der Mitwelt, es verweist auf die Notwendigkeit historischer Grenzziehungsprozesse.
2. Die Leib-Umwelt-Beziehung ist raum-zeitlich verfasst: Der leibliche Umweltbezug wird im Hier/Jetzt praktisch vollzogen. In zeitlicher Hinsicht

---

<sup>9</sup> Dies gilt auch noch für das Spätwerk Husserls, in dem er eine Mundanisierung des transzendentalen Subjekts versucht (vgl. Husserl 1936/1976).

<sup>10</sup> Damit erübrigen sich auch die Einwände, die etwa von Vertretern der linguistischen Wende gegen eine leibtheoretische Fundierung vorgebracht worden sind und die dazu geführt haben, den Körper und Materialität mehr oder weniger in Diskurse aufzulösen (vgl. etwa Butler 1990, 1993). Die sich daraus ergebenden Probleme sind vor allem in der feministischen Diskussion um den Körper sehr intensiv und auf hohem theoretischem Niveau geführt worden (vgl. für einen Überblick über die Debatte: Institut für Sozialforschung 1994, Wobbe/Lindemann 1994).

weisen die sich »jetzt« ereignenden Praktiken jeweils aktuelle Zukunfts- und Vergangenheitsbezüge auf. In räumlicher Hinsicht wird der Leib als ein »hier« existierendes Aktionszentrum begriffen, welches von seinem je aktuellen »hier« ausgehend unterschiedliche Raumbezüge entfaltet, indem es sich sinnlich wahrnehmend und agierend auf den umgebenden Raum richtet.

3. Leibliche Akteure sind sinnlich und praktisch in ihre Umweltbeziehungen eingebunden. Sie können Werkzeuge verwenden und miteinander kooperieren – sich in komplexen Handlungsfolgen aufeinander beziehen, zu denen einzelne Akteure jeweils Beiträge, Teilhandlungen, beisteuern. Leibliche Akteure sind damit eingebunden in materielle praktische Vollzüge, deren Reichweite sie oft nicht mehr überschauen können.
4. Die exzentrisch-mitweltliche Leib-Umwelt-Beziehung ist durch eine spezifische Reflexivität gekennzeichnet. Diese ist in zweifacher Hinsicht für die Bildung von Ordnung relevant. Zum einen ermöglicht die reflexive Struktur der exzentrischen Positionalität die Bildung von bedeutungsidentischen sprachlichen und nichtsprachlichen – also auch visuellen – Symbolen, und zum anderen ermöglicht sie symbolische Generalisierungen: situationsübergreifende Sinnstrukturen, an denen die wechselseitigen Leib-Umwelt-Beziehungen orientiert werden können.
5. Vom Leib auszugehen, erlaubt es, Gewalt in ihren vielfältigen Facetten theoretisch zu berücksichtigen – von direkter Gewaltanwendung bis hin zur vermittelten Drohung. Denn Leiber sind Aktionszentren, die psychophysische Gewalt nicht nur ausüben, sondern auch erleiden und von der Drohung mit Gewalt beeindruckt werden können, denn sie können Schmerz und Angst erleben. Da Symbolisierung von der Leib-Umwelt-Beziehung her gedacht wird, wird es möglich, auch die symbolisch-ordnungsbildende Funktion der Gewalt einzubeziehen.

Die fünf Argumente verweisen darauf, wie – von der Theorie der exzentrisch-mitweltlich verfassten Leib-Umwelt-Beziehung – die spezifischen Anforderungen erfüllt werden können, die sich aus der aktuellen Diskussionslage ergeben.

## Aufbau des Buches

Ausgehend vom Problem der Entstehung sozialer Ordnung werden in den Kapiteln 1 und 2 die Anforderungen an eine Theorie der mehrdimensionalen Ordnungsbildung herausgearbeitet, die im 3. und 4. Kapitel expliziert wird. Das abschließende 5. Kapitel skizziert die gesellschaftstheoretische Perspektive.

Im 1. Kapitel wird Natur-Kultur-Unterscheidung als Strukturmerkmal eines spezifischen, nämlich des modernen, Weltzugangs beschrieben. Daraus folgt: Wenn eine Sozialtheorie auch nicht-moderne Ordnungen in den Blick nehmen möchte, muss sie den modernen Weltzugang als einen Weltzugang neben anderen erfassen können. Dies führt auf die Notwendigkeit, Ordnungsbildung nicht auf die Bildung menschlich-kultureller Ordnung zu beschränken. Traditionellerweise bildet das »Hobbes'sche Problem der Entstehung/Stabilisierung sozialer Ordnung« (vgl. Parsons 1937/1968) den Bezugspunkt sozialwissenschaftlicher



Analysen. Dieses Problem ist eindeutig in der Sozialdimension situiert. Es besteht, wenn das Verhalten von Akteuren nicht durch Instinkte festgelegt ist. Die Akteure Ego und Alter wissen nicht, wie sich ihr Gegenüber verhalten wird und welche Erwartungen das Gegenüber an sie richtet. Diese wechselseitige Unsicherheit wird von Parsons und Luhmann auch als Problem der doppelten Kontingenzen bezeichnet (Parsons 1968, Luhmann 1984: Kap. 3). Dessen Lösung bildet den Ausgangspunkt für die Entstehung sozialer Ordnung. Deren Funktion besteht darin, dass Ego und Alter lernen, wie sich ihr Gegenüber in Abhängigkeit von den an sie gerichteten Erwartungen verhalten wird. Unter dieser Voraussetzung können Ego und Alter erwartungssicher handeln. Das Problem der doppelten Kontingenzen bildet das klassische Bezugsproblem sozialwissenschaftlicher Forschung. Die Erweiterung des Bezugsproblems besteht darin, es auch als unbestimmt zu begreifen, welche Entitäten als mögliche soziale Akteure in Betracht kommen. Dies bezeichne ich als das Problem der Kontingenzen der Mitwelt, dem auch eine methodologische Bedeutung zukommt. Soziale Akteure sind diejenigen, die eine für die soziologische Beobachtung verständliche Ordnung bilden. Die Frage nach den Grenzen des Sozialen ist also in methodologischer Hinsicht die Frage danach, wie weit der Kreis derjenigen reicht, deren Äußerungen, Handlungen und Erwartungen als verstehbar gelten können. Aus diesem Grund gliedere ich die Frage nach den Grenzen des Sozialen in die Debatte um Erklären und Verstehen ein.

Das 2. Kapitel diskutiert diejenigen Ansätze, die versuchen, die moderne Natur-Kultur-Unterscheidung auf Distanz zu bringen und ihrerseits zum Gegenstand der Analyse zu machen. Als Ausgangspunkt dient das Problem, wie die Natur-Kultur-Unterscheidung in der Erklären-Verstehen-Kontroverse begriffen worden ist, denn auf diese Weise lassen sich auch die impliziten normativen Probleme dieser Debatte gut rekonstruieren. Die moderne Natur-Kultur-Unterscheidung hängt auf das Engste damit zusammen, dass der Kreis möglicher Akteure auf lebendige Menschen beschränkt ist. Diese Grenzziehung beinhaltet eine als zweifelsfrei vorausgesetzte Unterscheidung zwischen moralisch bedeutsamen zwischenmenschlichen Beziehungen und dem Bereich der Natur. Die Infragestellung der Natur-Kultur-Unterscheidung führt also auch zu normativen Problemen von erheblicher Reichweite. Die Anforderungen an eine Theorie der Ordnungsbildung, die die Grenzen des Sozialen als historisch variabel begreift, werden in der Auseinandersetzung mit der Akteur-Netzwerk-Theorie sowie den Ansätzen von Luckmann, Descola und Plessner ausgearbeitet.

Das 3. Kapitel entwickelt die Theorie exzentrischer Positionalität zu einer Theorie mehrdimensionaler Ordnungsbildung weiter. Dabei geht es zunächst darum, wie Ordnungsbildung in der SOZIALDIMENSION gedacht werden muss (Kap. 3.1), wenn die Grenzen der Mitwelt als historisch veränderbar verstanden werden. Als zentral stellt sich dabei der Zusammenhang zwischen »leiblicher Berührung« und »Kommunikation« heraus. Leibliche Akteure machen die Erfahrung, von anderen berührt zu werden. Berührung ist dabei nicht zu verstehen als ein Aufeinandertreffen von Oberflächen, sondern als die Erfahrung, dass sich ein leiblicher Akteur auf einen anderen richtet. In diesem Sinne kann man auch durch einen Blick berührt werden. Leibliche Akteure finden sich in Berührungsbeziehungen und sie stellen kommunikativ füreinander und voreinander dar, welche Berührungen als

Berührungen von einer anderen Person erlebt werden bzw. zu erleben sind. In diesem Zusammenhang wird ein leibtheoretisch fundierter triadischer Kommunikationsbegriff entwickelt, der es ermöglicht, die Grenzziehung zwischen sozialen Personen und anderen Entitäten als ein empirisches Problem zu behandeln. Es geht darum, ob und wie Ego eine fragliche Entität als ein Alter Ego interpretiert. Dass Ego hierbei nicht willkürlich vorgeht, sondern sich an Regeln orientiert, wird nur begreiflich, wenn man einbezieht, dass Ego seine Interpretation als eine von Tertius beobachtete Interpretation durchführt und erlebt. Insofern die von Ego durchgeführte Interpretation als beobachtet erlebt wird, kann von Ego aus der Tertiusperspektive in der aktuell ablaufenden Interpretation ein Muster identifiziert werden, das als solches von seiner aktuellen Anwendung unterschieden und als Regel begriffen werden kann, an der auch im Weiteren Interpretationen orientiert werden können. Die Einführung des triadischen Kommunikationsbegriffs erlaubt es, die historisch veränderlichen Regeln herauszuarbeiten, anhand derer im Feld zwischen sozialen Personen und anderen Entitäten unterschieden wird.

In Kapitel 3.2 wird analysiert, wie die RAUM- UND ZEITDIMENSION leiblicher Umweltbezüge zu denken ist und welche Implikationen dies für die Gestaltung sozialer Prozesse hat. Wenn die Natur-Kultur-Unterscheidung als eine mögliche Ordnung des Zugangs zur Welt verstanden wird – neben anderen möglichen Ordnungen –, stellt sich automatisch die Frage, wie Raum und Zeit in einer solchen Sozialtheorie zu berücksichtigen sind. Denn Raum und Zeit können nicht mehr als allgemeine Anschauungsformen begriffen bzw. mit dem messbaren Raum und der messbaren Zeit identifiziert werden. Bereits die pragmatistische Theorie Meads und später die Praxistheorie (Bourdieu, Giddens) haben aus diesem Grund gefordert, die je gegenwärtig hier/jetzt stattfindenden Leib-Umweltbezüge zum Ausgangspunkt für die Analyse sozialer Prozesse zu machen.

Kapitel 3.3 behandelt die SACHDIMENSION. Die Leib-Umwelt-Beziehung in den Mittelpunkt zu rücken, erlaubt es, eine zentrale Einsicht der Praxistheorie und insbesondere das Anliegen der materiellen Wende aufzunehmen. Das soziale Leben wird maßgeblich durch den praktischen Umgang mit Werkzeugen oder allgemeiner mit Artefakten bestimmt. Erst deren Einbeziehung ermöglicht die Bildung und Stabilisierung komplexer räumlich und zeitlich weit ausgreifender sozialer Beziehungen. Wie die Eigendynamik der Sachtechnik bzw. des Technisch-Materiellen die leiblichen Umweltbezüge bestimmt und wie die praktische Handhabung von Artefakten und ihre Symbolisierung sozialen Beziehungen Struktur und Stabilität verleiht, ist der Gegenstand des dritten Abschnitts des dritten Kapitels.

Kapitel 3.4 rückt die SYMBOLDIMENSION in den Mittelpunkt. Die exzentrisch-mitweltlichen Leib-Umweltbezüge weisen eine spezifische Form der Reflexivität auf. Die Erfahrung des je eigenen Leibes und die praktischen Bezüge zur Umwelt bzw. zu anderen leiblichen Aktionszentren sind als leibliche Vollzüge einerseits unmittelbar erlebt und zugleich mitweltlich, d.h. aus der Perspektive anderer, reflektiert. Plessner bezeichnet diesen Sachverhalt als vermittelte (leibliche) Unmittelbarkeit. Die reflexive Gestaltung der Leib-Umwelt-Beziehung ermöglicht die Bildung bedeutungsidentischer Symbole, wobei sprachliche und nichtsprachliche, also auch visuelle, Symbole in gleicher Weise berücksichtigt werden. Dies

wird in Auseinandersetzung mit der Symboltheorie Meads und allgemeiner der Gebrauchstheorie der Bedeutung sprachlicher Symbole (Wittgenstein) ausgearbeitet. Hierbei handelt es sich um eine symboltheoretische Präzisierung des bereits im ersten Abschnitt entwickelten triadischen Kommunikationsbegriffs. Auf diese Weise lassen sich zentrale Einsichten der linguistischen Wende und der Wende zum Bildhaft-Visuellen in eine leibtheoretisch fundierte Sozialtheorie integrieren, denn sowohl das Erleben des eigenen Leibes als auch das Erleben der Umwelt und der anderen leiblichen Aktionszentren bzw. der anderen sozialen Personen wird als symbolisch vermittelt begriffen, wobei der visuellen Symbolik in der Darstellung sozialer Beziehungen eine hohe Bedeutung zukommt.

Die Einbeziehung symbolischer Vermittlungen erlaubt es auch, das Konzept der symbolischen Generalisierung (Parsons, Luhmann) aufzunehmen und auf einer leibtheoretischen Grundlage weiterzuführen. Luhmann hatte das Konzept symbolischer Generalisierungen genutzt, um seine Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bzw. der Codes gesellschaftlicher Subsysteme zu entwickeln (Luhmann 1974/2005a). Theoriearchitektonisch bezeichnet symbolische Generalisierung ein Scharnier zwischen allgemeiner Sozialtheorie und Gesellschaftstheorie. Wenn es gelingt, ein solches Konzept auf einer leibtheoretischen Grundlage auszuarbeiten, ergeben sich daraus wichtige Theorieperspektiven. Denn dadurch wird eine Vermittlung zwischen der Ebene des Leiblichen, des Sinnlich-Materiellen auf der einen Seite und der Ebene allgemeiner gesellschaftlicher Sinnstrukturen möglich. Die Entfaltung dieses Ansatzes erfolgt, indem symbolische Generalisierungen vom Institutionenbegriff her entwickelt werden. Institutionen verstehe ich im Sinne Meads als institutionalisierte Gesamthandlungen, in deren Rahmen die Beteiligten symbolisch darstellen, als wer (Identität) sie welche Teilhandlungen zu einzelnen Gesamthandlungen beitragen. Institutionelle Gesamthandlungen werden ihrerseits durch symbolische Kommunikationsmedien miteinander in Beziehung gesetzt. Parsons und Luhmann hatten symbolische Medien (z.B. Macht, Geld, Einfluss/Überredung, Wahrheit) allgemein vom Problem der doppelten Kontingenz her gedacht. Mithilfe solcher Medien kann Ego ein Alter Ego dazu motivieren, eine Kommunikationsofferte anzunehmen, weshalb Parsons sie auch als Erfolgsmedien bezeichnet. Ich beziehe die symbolischen Erfolgsmedien auf ein stärker spezifiziertes Problem, nämlich darauf, wie Akteure eine neue Gesamthandlung beginnen, wenn eine andere abgeschlossen ist. Eine institutionelle Gesamthandlung wäre etwa der Bau eines Hauses. Wenn das abgeschlossen ist, stellt sich die Frage, wie zu anderen Gesamthandlungen überzugehen ist. Sollen wir jetzt gemeinschaftlich jagen, Bier brauen oder fallen die Vorbereitungen für das Blumenfest an? Oder: Das gemeinsame Projekt ist beendet, sollen wir jetzt essen gehen, gleich ein neues Projekt beginnen oder macht jede mit anderen jeweils etwas ganz anderes? Ordnungen lassen sich auf diese Weise als ein Zusammenhang von Institutionen begreifen, die durch reflexive Institutionalisierungen wie z.B. symbolische Erfolgsmedien immer komplexer gestaltet werden können.

Die leibtheoretische Fundierung symbolbildender Prozesse erlaubt es auch, die ordnungsbildende Kraft von GEWALT zu begreifen. Dies wird im 4. Kapitel eingehender untersucht. Gewalt auf der Ebene der Sozialtheorie einzuführen, beinhaltet

tet notwendigerweise, die Bedeutung des Wortes zu definieren.<sup>11</sup> In Auseinandersetzung mit den sozialtheoretisch relevanten Reflexionen von Luhmann (1972, 1974/2005b), Reemtsma (2008), Randall Collins (2008) sowie Walter Benjamin (1920-1921/1999) und Jaques Derrida (1991) bzw. den historisch-materialen Studien Viktor Aichters (1951), René Girards (1972/2002) und Michel Foucaults (1975/1979) begreife ich Gewalt folgendermaßen: Gewalt ist eine von Ego gegen einen anderen leiblichen Akteur, Alter Ego, gerichtete verletzende bzw. tödliche Kraft, deren Ausübung zugleich Legitimität beansprucht; sie ist adressiert an Alter Ego als Normverletzer und stellt diesem gegenüber dar, dass die durch Alter Ego verletzten Erwartungen unbedingt aufrechtzuerhalten sind. Wenn die Gewaltanwendung durch Dritte anerkannt wird, handelt es sich um legitime Gewalt. Diese stellt zum einen die Legitimität der normativen Erwartungen dar und zum anderen, dass es eines solchen Gewaltaktes bedarf, um die Gültigkeit der verletzten Erwartungen darzustellen. Gewalt verstehe ich also als eine symbolisch generalisierbare leibliche Aktion, bei der es sich im Fall gelingender symbolischer Generalisierung um die Kommunikation der Gültigkeit normativer Erwartungen handelt. Legitime – d.h. symbolisch generalisierte – Gewalt beinhaltet auch eine Verpflichtung zur Wiederholung, wenn die entsprechenden normativen Erwartungen wieder verletzt werden. Darin zeigt sich, dass legitime Gewalt eine Tendenz zur verfahrensmäßigen Gestaltung impliziert. Eine derart durch den Bezug auf Dritte rationalisierbare Gewalt scheint für die Aufrechterhaltung einer Ordnung unabdingbar zu sein. Auf dieser Grundlage kann man das Verhältnis von Gewalt, Macht, Herrschaft und Recht im Sinne von zunehmend komplexer werdenden verfahrensmäßigen Gestaltungen begreifen. Dabei können im Weiteren auch gewaltfreie Verfahren zur Darstellung der Gültigkeit normativer Erwartungen entwickelt werden. Diese Theorie der Gewalt erlaubt es, Phänomene wie Blutrache, Opferungen, Folter, Terrorismus und/oder öffentliche Hinrichtungen ebenso einzubeziehen wie die bloße Androhung von Gewalt bzw. sublimere Formen der Gewaltanwendung. Gewalt und die ihr eigenen Rationalisierungsmöglichkeiten sind insgesamt der Gegenstand des 4. Kapitels.

Das fünfte Kapitel entfaltet die GESELLSCHAFTSTHEORETISCHE PERSPEKTIVE. Auf der Ebene der Gesellschaftstheorie besteht das Ziel darin, Typen unterschiedlich geordneter Weltzugänge voneinander zu unterscheiden. Es lassen sich vorläufig drei unterschiedlich geordnete Weltzugänge voneinander abheben: Die Ordnung der individualisierenden und diejenige der individualisierenden Vergesellschaftung sowie diejenige der kontingenten Mehrfachvergesellschaftung. Der letztere Typus entspricht der Ordnung der Moderne – einem Ordnungstypus, für den die Unterscheidung zwischen Natur und Kultur konstitutiv ist. Aufgrund der großen empirischen Variationen lassen sich Typen von Weltzugängen nur im Sinne von Idealtypen beschreiben. Ein solcher Idealtypus ist gekennzeichnet durch zueinander passende Strukturbildungen in der Sozialdimension, den Dimensionen von Raum und Zeit, sowie der Sach- und Symboldimension und einer passenden verfahrensmäßigen Gestaltung von Gewalt. Die zueinander passenden Strukturen bil-

---

<sup>11</sup> Unter dem Stichwort »Gewalt« findet sich in Grimms »Deutsches Wörterbuch« ein Eintrag von ca. 180 Spalten (vgl. Grimm 1911/1999: 4910-5093). Die darin enthaltene Bedeutungsvielfalt wird in meiner Definition notwendigerweise reduziert. Dem Wort Macht ist in der soziologischen Theorie Ähnliches widerfahren.

den das, was man als »historisches Apriori« eines jeweiligen Ordnungstypus beschreiben könnte.<sup>12</sup> Das historische Apriori einer Ordnung muss Aussagen darüber enthalten,

- anhand welcher Regeln zwischen sozialen Personen und anderem unterschieden wird,
- welche Raum-Zeit-Strukturen allgemein verbindlich wirksam sind,
- welche Formen von Sachtechnik möglich sind,
- welche symbolischen Strukturen gebildet werden,
- wie Gewalt verfahrensmäßig gestaltet wird.

Eine Ordnung ist dann stabilisiert, wenn die Strukturen in den einzelnen Ordnungsdimensionen einander stützen oder zumindest zueinander passen und sich nicht destabilisieren.

Das Buch schließt mit einer Explikation des reflexiven Verhältnisses von Sozialtheorie und Gesellschaftstheorie. Eine Sozialtheorie erhebt notwendigerweise den Anspruch, alle Phänomene der Ordnungsbildung in den Blick nehmen zu können. Zugleich gilt aber, dass die Formulierung einer Sozialtheorie ein kommunikatives Ereignis im Rahmen der modernen Wissenschaft darstellt und insofern deren Kommunikationsstrukturen reproduziert. Mit Bezug auf die Moderne gilt also: Nicht nur die Theorie der Gesellschaft, sondern auch eine allgemeine Sozialtheorie ist als Teil des Gegenstandes zu begreifen, den sie analysieren soll (vgl. Luhmann 1997: Kap.1). Es gilt zu prüfen, ob und inwiefern dies Auswirkungen auf den Universalitätsanspruch der Theorie hat. Dieser besteht darin, nicht nur die moderne Ordnung, sondern auch nicht-moderne Ordnungen in gleicher Weise analysieren zu können. Dieser Anspruch wäre naiv und letztlich irrational, wenn er nicht seinerseits durch eine Reflexion seiner kommunikativen Bedingungen kontrolliert würde.

---

<sup>12</sup> Der Terminus historisches Apriori wurde meines Wissens zuerst von Misch (1929-30/1967) geprägt und später von Foucault (1966/1971) in ähnlicher Bedeutung aufgenommen.